

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 45 (1962)
Heft: 6

Artikel: Diesseitig-realistische und jenseitig-christliche Schöpfungslehre
Autor: Omikron
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411114>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Freiheit ist höchstes Ziel der Moral. Ein moralischer Mensch will Freiheit verschaffen, will anderen Menschen Hemmnisse aus dem Wege räumen, will Ordnung stiften. Denn ordnen heißt freimachen für ein Ziel; ohne Ordnung gibt es keine Freiheit.

Freiheit ist aber auch Grundlage der Moral. Denn Moral ist nur dann vorhanden, wenn *wir* selbst frei in unseren Entschlüssen handeln können. Ein von außen und von oben her bestimmtes Handeln kann nie moralisch sein. Wenn Gott alles vorherbestimmt hat, dann gibt es nur seinen Willen, aber keinen Willen der Menschen. Für uns trägt jeder Mensch die Verantwortung für seine Handlungen. Wir brauchen keine Sündenvergebung nach böser Tat, sondern wir haben das Verantwortungsbewußtsein *vor* der bösen Tat. Keine Sündenvergebung kann eine begangene schlechte Tat rückgängig machen; aber verantwortungslos kann Aussicht auf Sündenvergebung machen!

Unsere Haltung besteht darin, nicht nur selber frei zu denken und in freigewählter voller Verantwortung zu handeln. Sie besteht auch darin, die Mitmenschen frei denken, frei sprechen und frei handeln zu lassen. «Leben und leben lassen» sagt eine Sentenz. Wenn jeder so denken und handeln würde, wäre ein Höchstmaß an Freiheit erreicht. Die restlose Freiheit ist so lange nicht möglich und auch nicht nötig, wie Menschen in einer Gemeinschaft leben. Rücksicht nehmen gibt anderen die Freiheit, schränkt die eigene aber ein. Wenn aber *alle* Rücksicht üben, ist die Einschränkung der Freiheit auf ein Mindestmaß gebracht.

Freiheit in der Ordnung soll die Grundlage eines frei denkenden und frei handelnden Menschen sein.

Menschlichkeit

In der Haltung, einem jeden selbst das Suchen und Finden der Wahrheit zu überlassen, soweit es über die wissenschaftlichen Erkenntnisse hinausgeht, wurzelt auch der Begriff der *Menschlichkeit*.

Wir sind auf das Zusammenleben mit anderen Menschen angewiesen; keiner kann für sich allein leben. Jeder bedarf, zur

Befriedigung der eigenen Bedürfnisse, der Mitmenschen, der Gesellschaft, der Gemeinschaft.

Unsere Haltung bedeutet soziales Empfinden und Gemeinschaftsgefühl ohne Weisung und Vorschrift «von oben», von Staat, Kirche, Konfession. Einem inneren Bedürfnis muß die Menschlichkeit entspringen.

Auch die Achtung vor dem Leben gehört dazu. Das Leben jedes einzelnen Menschen ist kostbar und muß unantastbar sein. Kriege als Mittel der Lösung von Konflikten sind überholt und widersinnig. Wohl gehört der Kampf zum Leben. Widerstände, Hemmnisse stärken den Willen des Einzelnen. Widerstandswille und Kampfbereitschaft dürfen aber nicht Lebensfeindschaft und Vernichtungswille sein. Kampf gegen Unlust, gegen Launen, gegen Ueberlegenheitsansprüche sind der richtige Kampf ums Dasein. Dieser Kampf soll zur eigenen Vervollkommenheit führen. Härte gegen sich selbst und Achtung vor den andern — auch das ist freigeistige Haltung.

Menschlichkeit besteht in sozialem Empfinden und freiwilliger Einordnung in die Gesamtheit. Sie ist Achtung vor dem Leben der andern. Kampf hat nur Sinn als Selbsterziehung und Selbstvollendung in geistiger und sittlicher Hinsicht.

Weltanschauung

Aus den wissenschaftlichen Erkenntnissen gewinnt der Mensch zu einem guten Teil sein *Weltbild*.

Aber die Wissenschaften, wie die Mathematik, die Physik, die Biologie und die Chemie können über die letzten Fragen nichts Endgültiges aussagen, sie haben noch nicht einmal alles beantwortet, was sie an sich beantworten könnten. Aber der Mensch will sein Wissen in ein Einziges zusammenfassen. Hier kann nun der Geist frei schweifen und je nach Lust und Laune die Lücken ausfüllen. Er kann sich selbst als der allein Erkennende als letzten Grund des Wissens betrachten, er kann die Materie als den Stoff, an dem alles Geschehen sich abspielt, als Urgrund ansehen, er kann das menschliche Dasein als In-

den Namen Viburnum, und seinem musikalischen Ohr ist «Vinca» lieber als die dänische Bezeichnung für das Immergrün.

22jährig hatte sich der junge Dichter mit seinen ersten Versuchen an *Georg Brandes* gewandt. Brandes, überzeugter Freidenker, führender Kopf im dänischen Geistesleben und bedeutender Literaturhistoriker, las die vorgelegten Arbeiten und ermunterte Jacobsen in seinem Schaffen. Nicht viel später erschien die Novelle «*Mogens*». Sie wirkte wie eine «Offenbarung» aus einem schönen Land, von dem man nicht wußte, wo es lag», schrieb damals ein Kritiker. In losen, oft unverbundenen aneinandergereihten Episoden werden die Schicksale von *Mogens*, einem naturverbundenen jungen Dänen, erzählt. Eines Tages verliebt sich dieser in eine junge Dänin, Kamilla. Entzückend ist die Geschichte der Werbung geschildert. Später bricht eine Feuersbrunst aus; Kamilla kommt in den Flammen um. *Mogens* verliert den Respekt vor der Vorsehung. Er macht schlimme Zeiten durch, kommt in verurteilte Gesellschaft, wird haltlos und ist drauf und dran, zu verwahrlosen. Da lernt er ein einfaches, gutes Mädchen kennen, und sie heiraten. Schlicht und mit dichterischer Zartheit endet die Erzählung:

«Sie gingen zusammen in den frischen Morgen hinaus. Das Sonnenlicht jubelte über die Erde hin, der Tau funkelte, früh erwachte Blumen strahlten, die Lerche zwitscherte laut hoch oben unter dem Himmel, die Schwalben jagten durch die Luft. Er und sie gingen dahin über den grünen Ager nach dem Hügel mit dem reifenden Roggen, sie folgten dem Pfad, der da hinüberführte; sie ging voran, ganz langsam, und sah über die Schulter zurück nach ihm, und sie sprachen und lachten. Je weiter sie den Hügel hinabkamen, je mehr drängte sich das Korn dazwischen, bald konnten sie nicht mehr gesehen werden.»

Es folgen weitere Novellen. Greifen wir aus diesen «*Frau Fönns*» heraus. Jacobsen schildert die Tragik einer verwitweten Frau,

Mutter zweier herangewachsener Kinder, die nach vielen Jahren ihrem einstigen Jugendliebten begegnet; sie heiratet ihn. Ellinor und Tage — Tochter und Sohn — wehren sich heftig dagegen. Sie wollen der Mutter nicht das Recht eines freien Menschen zuerkennen. Sie wollen in ihr nur ihre Mutter, nicht eine Frau sehen. Es kommt zur schmerzlichen Trennung. Weitab von ihren Kindern lebt fortan die Mutter mit ihrem Mann. Aber in ihrem Herzen hat sie die Kinder nicht vergessen; und als sie den Tod nahen fühlt, schreibt sie ihnen diesen ergreifenden Abschiedsbrief, mit dem die Erzählung schließt:

Geliebte Kinder!... Fürchtet Euch nicht, es sind keine Vorwürfe in diesen Zeilen enthalten, könnte ich ihnen nur Liebe genug einflößen!

Wo Menschen lieben, Tage und Ellinor, kleine Ellinor, da muß sich stets derjenige demütigen, der am meisten liebt, und daher komme ich noch einmal zu Euch, wie ich in Gedanken jede Stunde des Tages zu Euch kommen werde, solange ich es noch kann. Wer da sterben soll, liebe Kinder, ist so arm; ich bin so arm, denn diese ganze wunderschöne Welt, die nun so viele Jahre hindurch mein reiches, geliebtes Heim gewesen ist, die soll von mir genommen werden, mein Stuhl soll leer stehen, die Tür soll sich hinter mir schließen, und ich soll meinen Fuß nie wieder dahin setzen. Deshalb sehe ich alles mit der Bitte in meinen Augen an, daß es mich lieb behalten möge, und deshalb komme ich und bitte Euch, mich mit der ganzen Liebe zu lieben, die Ihr mir einstmals schenket, denn bedenket, erinnert zu werden, das ist der ganze Anteil an der Welt der Menschen, der von nun an der meine sein wird. Nur erinnert zu werden, nichts weiter.

Ich habe niemals an Eurer Liebe gezweifelt, ich wußte ja so gut, daß Eure große Liebe Euren großen Zorn erzeugte; hättet Ihr mich weniger geliebt, so hättet Ihr mich auch ruhiger gehen lassen. Und

Menschlichkeit verletzen oder verletzen, *keine* Toleranz zu üben. Denn «wer sie dort übt, unterstützt — bewußt oder unbewußt, gewollt oder ungewollt — die furchtbarste Unmenschlichkeit» und — möchte ich hinzufügen — gibt den *heute* noch auf eine Wiederkehr des Faschismus lauernden Gesinnungsgegnossen dieser Unholde einen Freibrief, ähnliche Greueltaten straflos oder durch Toleranz- und Amnestieakte «gesühnt» auszuführen.

Friedrich Tramer

Grundlage und Zweck einer freigeistigen Gemeinschaft

Von Dr. Hans Titze (2. Fortsetzung)

Grundlage der Moral

Kann man eine Moral haben, ohne an einen Gott zu glauben? Diese Frage hört man oft. Unsere Gegner behaupten, da die Moral von Gott geboten werde, könne der Ungläubige nicht moralisch sein. Nun, unsere Erfahrung ist, daß die in freigeistigen, monistischen und rationalistischen Gemeinschaften lebenden Menschen (und auch die freidenkenden Menschen ohne Zusammenschluß) mindestens so moralisch wie die Kirchenanhänger und sogenannten Frommen sind. Kein einsichtiger Gegner des Freidenkertums sollte das bestreiten.

Die Grundlage der Moral kann daher nicht im Glauben an einen Gott liegen. Um sich einen Gott vorzustellen, der Moral will, muß der Mensch bereits wissen, was Moral bedeutet. Wir behaupten sogar, daß eine Moral, die nur darum befolgt wird, weil Gott etwas dafür verspricht oder andernfalls straft, gar keine Moral ist, sondern Egoismus. Man will für sich die ewige Seligkeit haben und ist deshalb gut und folgsam, man preist Gott, man lobt ihn und dient ihm, um belohnt zu werden, man geht in die Kirche, um gottgefällig zu scheinen, damit man

sich die Freude des Himmels erkaufte — das wäre ja bloß Schacher um Vorteile, aber keine Moral. Echte Moral sitzt tiefer.

Moral ist das «moralische Gesetz in uns», vor welchem Kant in so großes Erstaunen geriet. Moral ist eine Seinsweise menschlicher Existenz. Sie gehört zu seiner Existenz, sie ist eine *Möglichkeit* im Menschen, die sich *verwirklichen* möchte. Liebt die Mutter ihr Kind, damit sie in den Himmel kommt, oder darum, weil sie das Beste für ihr Kind will? Nicht Gott befiehlt die Mutterliebe, sondern die Mutter trägt sie als Mutter in sich; sie wäre sonst keine Mutter. Der Vater sorgt für die Familie nicht wegen Belohnung im Jenseits, sondern aus Liebe und Pflichtbewußtsein, also aus Moral. Das Mitleid ist eine menschliche Eigenschaft schlechthin und muß nicht erst befohlen werden; schon jedes Kind fühlt es, wenn die Mutter weint. Das soziale Empfinden und der Wunsch, sich in eine Gemeinschaft einzuordnen, ist nicht erst auf dem Boden der Gottgläubigkeit erwachsen.

Moral entsteht aus einem inneren Bedürfnis des Menschen, das jedem Menschen eigen ist. Es gibt keinen Menschen ohne Moral; nur das Ausmaß und die Auswirkung sowie die Auffassung von Gut und Böse sind verschieden. Trotz den natürlich auch vorhandenen schlechten Eigenschaften des Menschen ist das Gute mindestens genau so eine grundmenschliche Eigenschaft. Moral findet sich sogar schon beim Tier und mag ihren Grund im Arterhaltungstrieb der Lebewesen haben, wobei dann das Schlechte, das immer egoistisch ist, seinen letzten Grund in dem ebenfalls zum Leben gehörenden egoistischen Selbsterhaltungstrieb haben würde. Man *kann* sich die Entstehung der Moral in *dieser* Form erklären — ob dies richtig ist oder nicht, ist Sache der Wissenschaft zu entscheiden —, fest steht, daß die moralische Anlage zum eigentlichen Wesen aller Menschen gehört.

Streben nach Freiheit

Ebenso wie die *Wahrheit* als ein erstrebbares vielleicht nie erreichbares Ziel eine Grundlage unserer Weltanschauung ist, gehört die *Freiheit* als ein Ziel zur Grundlage unserer Haltung.

er keinen Zweifel darüber, daß er als nächste Verwandte des Menschen die menschenähnlichen Affen betrachtet. (Nirgends behauptet er, daß der Mensch vom Affen abstamme; das ist seit jeher eine demagogische Unterschiebung seiner Gegner gewesen.) Darwin ist sich klar darüber, daß für Menschen und menschenähnliche Affen nur der Ausgangspunkt der gleiche gewesen sein muß; von da an müssen beide Zweige eine selbständige Entwicklung genommen haben. Diese Vorstellung deckt sich also in den Grundzügen mit jener der heutigen Anthropologie. Ihr sind inzwischen die «missing link», die fehlenden Glieder, zum großen Teil bekannt geworden; und die radioaktive Forschung ermöglicht ihr die exakte Bestimmung von Erdperioden, welche die «6000 Jahre alte Weltgeschichte» der Bibel um etliches übersteigen... Einen wichtigen Gedanken Darwins wollen wir noch festhalten. Die gegenseitige Hilfe, betont er, widerspricht keineswegs dem Gesetz vom Kampf ums Dasein. Sondern sie ist eine entscheidende Voraussetzung für die kulturelle Entwicklung bei höheren Lebewesen wie dem Menschen. Nur auf den primitiven Stufen steht der Kampf ums Dasein und — in der radikalsten Ausprägung — der Kampf aller gegen alle — im Vordergrund.

Die Lehren Darwins haben auf den jungen Jacobsen tief eingewirkt. Hatten ihn schon seine naturwissenschaftlichen Studien in seinen freidenkerischen Anschauungen gefestigt, so wurde er darin nun vollends bestärkt. Jetzt tritt er, 24jährig, als Vorkämpfer der Abstammungslehre in Dänemark auf. Er übersetzt die beiden wichtigen Werke Darwins ins Dänische. Mit Stolz darf ihn seither die freie Forschung Dänemarks zu ihren Pionieren zählen. — Es bleibt noch zu sagen, daß Jacobsen ein großes Werk über die dänische Pflanzenwelt plante; der frühe Tod hat die Verwirklichung dieses Plans vereitelt.

Im Verlauf seines Lebens unternahm Jacobsen einige Reisen; sie führten ihn nach Deutschland und Italien; öfters wollte er in

der Schweiz, am Genfersee. Am wohlsten aber fühlte er sich in seinem Heimatstädtchen Thisted. Hier ist er mit 38 Jahren, am 30. April 1885, der Lungentuberkulose erlegen. — Soviel über den Menschen und Naturforscher.

Jens Peter Jacobsen zählt aber auch zu den großen Dichtern Dänemarks. Er besaß eine große Liebe zur Natur. Das allein würde ihn von andern Dichtern noch nicht unterscheiden. Er besaß jedoch überdies die exakte wissenschaftliche Kenntnis. Diese hat er — zum mindesten für Dänemark — als erster in seine poetische Arbeit einbezogen. Zu seiner Fähigkeit wissenschaftlich zu beobachten gesellte sich seine aufs höchste gesteigerte Sensibilität. Zur naturalistischen tritt die impressionistische Beobachtungsgabe hinzu: Kaum merkliche Töne, Farben, Gerüche, und vor allem Halbtöne, Nuancen, die im Nu dahinhuschenden Stimmungen vermag er wahrzunehmen. Wenn ein Vergleich mit dem französischen Komponisten, dessen Generation auf jene des dänischen Dichters folgt, zulässig ist — Jacobsen ist der Debussy unter den Dichtern.

Zunächst mußte er sich seine eigene Sprache schaffen; die vorhandene genügte seinem Ausdrucksbedürfnis nicht. Das Dänische der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts war, selbst bei den besten Dichtern, kümmerlich im Wortvorrat, und es war voller Germanismen. Jacobsen durchlas Wörterbücher, er lernte und verglich dänische Dialekte, und für den eigenen Gebrauch legte er sich ein Wörterbuch an. Abgegriffene Wendungen verwarf er; an Worten und Sätzen feilte er, bis sie seinem sprachlichen Gewissen standhielten. So darf ihn Johannes Jörgensen («Geschichte der dänischen Literatur») mit Recht «den größten Sprachkünstler, den Dänemark je geboren», nennen. In diesem Zusammenhang: Es ist nicht Affektiertheit, wenn Jacobsen Blumennamen oft lateinisch setzt. Einmal waltet die liebe Gewohnheit des Botanikers, ein anderes Mal leitet ihn der Wohlklang. Für die Schneebälle nimmt er

Rhodesiens, des Njassalands und andere um ihre Freiheit und Selbständigkeit ringenden Völker lesen könnten, würden sie da nicht dem deutschen Dichter für seinen Opfermut und seine Wahrheitsliebe danken, ihm, der schon zu einer Zeit, in der andere für die schwarzen Söhne Afrikas *kein* Interesse und *kein* Mitleid kannten, sondern am Sklavenhandel schamlos verdienten, das aussprach, was 140 Jahre später blutige Wirklichkeit wurde, wie zahlreiche Zeitungsmeldungen oder der Bericht Henri Allegs «Die Folter» beweisen.

Dieses traurige Thema ist fürwahr kein Ruhmesblatt in der Geschichte der Menschheit, besonders nicht in der Geschichte der europäischen Kolonisatoren des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, worin mit blutigen Lettern die Grausamkeiten eines Fernando Cortez, des brutalen Eroberers des Aztekenreiches, eines Francisco Pizarro, des grausamen und hinterhältigen Zerstörers des Inkareiches und Eroberers Perus, eines Vasco da Gama, einer typischen Konquistadorenatur, um nur einige zu nennen, verzeichnet sind. Zu diesem Thema nun hat Klaus Zweiling, Professor der Philosophie und Direktor des philosophischen Instituts der Universität in Leipzig, vor der American Philosophical Assoziation ein schriftliches Referat erstattet, in dem er — im 20. Jahrhundert — im Zeitalter der *Tierschutzvereine* die Grundlagen und Grenzen der Toleranz gegenüber den Menschen festlegte. (Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 1962/3).

Zweiling betrachtet mit Recht als die höchste Stufe der Toleranz «die friedliche Koexistenz von Staaten verschiedener, ja entgegengesetzter Gesellschaftsordnung», die zu einem allgemeinen Gesetz «des Zusammenlebens der Nationen in unserer Geschichtsperiode» erhoben werden sollte, «ein Gesetz, das letzten Endes die völlige Abrüstung aller Staaten einschließen und damit gewaltige materielle und geistige Potenzen für die Vermehrung des Reichtums aller Menschen freisetzen würde...»

Ferner kommt Zweiling zu der Feststellung, daß die Toleranz ein wesentlicher Bestandteil jedes echten Humanismus ist und

daß «die menschliche Existenz ihrem Wesen nach gesellschaftliche Existenz ist», nach *Aristoteles*, der den Menschen ein «zoon politikon», das heißt ein in Gemeinschaft mit anderen existierendes Lebewesen nennt. Trotz dieser kollektivistischen Anschauung spricht Zweiling der menschlichen *Individualität* eine besondere Bedeutung zu, da jedes Individuum durch gesellschaftliche Zusammenhänge, in denen es sich entwickelt, geformt wird und Einwirkungen der verschiedensten Art (Eltern, Geschwister, Schule, Umgebung, Arbeitskollegen usw.) den Charakter und die Persönlichkeit eines jeden Menschen formen. Daran anknüpfend kommt Zweiling in seinem besonders den Freidenker interessierenden Referat zu dem für seine Problemstellung wichtigen Schluß, daß die Humanität, die wahrhaft menschliche Gesinnung, von uns die Unterordnung unserer eigenen Individualität unter das Wohl der *Gesamtheit* (des Staates, Volkes usw.) fordert und daß wir nicht unser Eigensein zum Maßstab für alle anderen Menschen erheben. Die Humanitas verlangt von uns *Achtung* und *Verständnis* für anders geartete Individualitäten und Toleranz anderen Menschengruppen gegenüber, seien sie infolge ihrer Abstammung, ihrer Volkszugehörigkeit, ihres religiösen Bekenntnisses, ihrer Sprache von uns verschieden. Diese Forderung wurde von nationalistisch oder totalitär regierten Staaten mißachtet und führte daher durch ihre Nichterfüllung zu schweren Konflikten und Kriegen, da egoistische, ökonomische oder machtpolitische Tendenzen der «Toleranz in der Gestalt der Anerkennung der Gleichberechtigung aller Völker und Rassen in der Welt» hinderlich im Wege standen und daher die primitiven Menschenrechte vereitelten.

Das klassische und erschreckendste Beispiel für diesen Fall hat «in einer noch gar nicht so lange zurückliegenden Vergangenheit der Hitler-Faschismus» geliefert.

Mit voller Berechtigung hat Klaus Zweiling die Grundlagen und Grenzen der Toleranz dahin gehend umrissen, daß es im Interesse der *Humanität* und *Sicherheit* der Menschheit notwendig sei, den Verbrechern gegenüber, die den Geist wahrer

Henri Cohén:

Jens Peter Jacobsen

(1. Teil)

Aufgefordert, einige Daten aus seinem Leben mitzuteilen, hat der 33jährige Jacobsen geantwortet: «Ich bin am 7. April 1847 in Thisted geboren; was Begebenheiten anlangt, so weiß ich mich wirklich an keine zu erinnern, die Interesse haben könnten und zu erwähnen wären; die hingegen, die nicht erwähnt werden können, sind natürlich interessant genug. Daß ich ein Werk, die *Desmidiaceen* — eine Algenart — «geschrieben habe, wissen Sie ja... Es ist überaus gründlich; ob es irgend ein Mensch gelesen hat, ist dagegen zweifelhaft!» Diese beiläufige, ironisch-wegwerfende Art von sich zu sprechen kennzeichnet schon das bescheidene, innerlich vornehme, jedem lauten Betrieb abholde Wesen des Menschen Jacobsen, dem sein eigenes Ich unwichtig war. Wir müssen daher, wenn wir über sein Leben berichten wollen, die zerstreut liegenden biographischen Daten, die Aufzeichnungen und die nachgelassenen Briefe Jacobsens zu Hilfe nehmen.

Thisted ist eine kleine Küstenstadt, nordwestlich des Ljim-Fjords auf Jütland in Dänemark. Aus einem alten Geschlecht jütischer Bauern und Seeleute stammt J. P. Jacobsen. Ueber seinen Vater erfahren wir, daß er sich aus ärmlichen Verhältnissen zu einem wohlhabenden Kaufmann emporgearbeitet hat. Er war und blieb zeitlebens eine Krämerseele, dem das Verständnis für die Entwicklung und Bedeutung seines Sohnes fehlte. Anders verhält es sich mit der Mutter: Sie war eine regsame, empfindsame und doch reale Natur; seit jeher waren in ihrer Familie poetische Neigungen verbreitet gewesen. Zwischen Mutter und Sohn bestand dauernd ein schönes und harmonisches Verhältnis.

Im Gymnasium zeichnet sich Jens Peter weder durch Fleiß noch durch seine Leistungen aus. Nur einmal setzt er einen Lehrer in Verblüffung. In einem Aufsatz vertritt er nämlich die Ansicht, es sei durchaus möglich, daß die mittelalterlichen Mönche bei ihren Geißelungen und Selbstquälereien eine körperliche Befriedigung empfunden haben könnten. Als der Lehrer auf eine Begründung drängt, beharrt Jens auf seiner Ansicht und sagt entschieden: «Es ist so!» Im übrigen liebt der Gymnasiast, im Freien umherzuschweifen, stundenlang Algen zu fischen oder zu botanisieren. Er liest die Werke der Dichter und macht heimlich Verse. Erst 17-jährig versucht er bereits eine Zeitschrift herauszugeben. Sie hat zwar nur einen Abonnenten und heißt «Kvas» — ein doppeldeutiges dänisches Wort, das «Reisig» und zugleich «Quatsch» bedeutet. Der jugendliche Redaktor bemerkt denn auch ironisch im Vorwort: «Sollte die Zeitschrift zu trocken sein, so möge sie als ersteres dienen, um in den Ofen gesteckt zu werden.»

20jährig nimmt Jacobsen das Botanikstudium an der Universität Kopenhagen auf und besteht mit 22 Jahren sein Abschlußexamen. Er schreibt zahlreiche botanische Abhandlungen für verschiedene Zeitschriften. Um diese Zeit kommen ihm die Schriften von *Charles Darwin* in die Hände. Zuerst liest er «Die Entstehung der Arten», ein Buch, welches erst die Öffentlichkeit Englands, dann der ganzen Welt erregen sollte. Er erfährt von der Wandelbarkeit der Arten und von der Kraft, die ihr zugrunde liegt, dem Kampf ums Dasein: Wenn infolge starker Vermehrung der Lebensraum zu eng wird, bricht unter verwandten Lebewesen ein Konkurrenzkampf aus. Die besser angepaßten Varianten siegen. Immer neue Formen kommen obenauf, behaupten sich; so kommt es zum Vorgang, den wir Entwicklung nennen. Mit andern Worten: Es herrscht das Ausleseprinzip auf biologischem Gebiet. Darwin spricht immer von pflanzlichen und tierischen Arten. In seinem nächsten Werk hingegen, «Die Abstammung des Menschen», läßt